

>> BASISARTIKEL

# Leitbildwechsel. Die Kirche vor neuen religiösen Identitäten und Optionen

Michael N. Ebertz

**Dass die Kirche im Krisenmodus operiert, ist schon seit Jahren, ja Jahrzehnten Thema. Strittig ist, ob die Kirchenkrise die Folge einer Gotteskrise sei oder umgekehrt. Mir scheint, dass beide Antworten richtig sind und aufeinander verweisen. Beobachtbar ist, dass es so ist, wie es ist, d.h., dass vieles zu Ende geht und kaum mehr etwas bleibt, wie es war. Im Blick auf die Zahlreihen der Statistik der Gottesdienstbesucher schrieb schon 1971 der Sozialethiker Franz Groner: „Das Erschreckende an diesen Zahlen ist die vollständige Kontinuität in dem rückläufigen Trend. Sein Blick fiel auf die immer kleiner werdenden Anteile der katholischen Sonntagsgottesdienstbesucher, die 1954 bei 49,2%, 1964 bei 43,4% und 1969 bei immerhin noch 39,2% lagen. Dabei meinte er, man könne es sich „leicht ausrechnen, wie viele Katholiken an der sonntäglichen Eucharistiefeier teilnehmen werden in 10, in 20, in 30 Jahren, wenn die Entwicklung so weitergeht“.<sup>1</sup> Tatsächlich ist die Entwicklung rasanter weitergegangen: 2014 waren es nur noch 10,9%, in vielen Bistümern sogar unter 10%. Der Anteil der jugendlichen und der jungen Erwachsenen liegt deutlich darunter. Im Übrigen beobachtete bereits Franz Groner, „dass es ausgerechnet die spezifisch katholischen Normen sind [...], die von der katholischen Bevölkerung in Deutschland zunehmend unvollkommener erfüllt werden“. Dagegen steigen die Kirchensteuereinnahmen und erreichen 2015 – trotz sinkender Mitgliederzahlen der Kirchen – einen Spitzenwert.**

Auch der spezifisch personale Gottesglaube ist gerade auch in den jüngeren Generationen Europas – ansatzweise sogar in Polen, Italien und Irland – dabei zu erodieren. Die jüngste Shell-Jugendstudie bestätigt diesen Befund für Deutschland.<sup>2</sup> Das jüdisch-christlich überlieferte personale Gottesbild ist in der breiten Bevölkerung nicht mehr konsensfähig. Die meisten Menschen hierzu-lande glauben noch an ein ‚Geheimnis‘

über oder hinter dem alltäglichen Leben, aber sie legen sich nicht fest, wenn es darum geht, diesen verbalen Platzhalter inhaltlich zu füllen.<sup>3</sup> Der tschechische Religionssoziologe Tomáš Halík spricht in diesem Zusammenhang von einem „Etwaismus“, dessen „Credo lautet: ‚Ich glaube zwar nicht an Gott, aber etwas über uns muss es geben.“<sup>4</sup> Das ist zwar nicht nichts, aber auch nicht mehr das, was es einmal war: Ein Bekenntnis zu einem Gott, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat. Die Folge ist, dass die religiösen Identitäten verschwimmen, diffus und vage werden. ‚Vollblutkatholiken‘ dürfte es unter den Kirchenmitgliedern immer weniger geben, am wenigsten unter den jungen Leuten. Die Neigung zu einem inklusiven Religionsverständnis breitet sich aus, in jeder Religion nur Varianten des Gleichen zu vermuten. Die Vorstellung jedenfalls, eine scharfe Identitätsgrenze zu ziehen, nur die eigene Religion ins Recht zu setzen, und die anderen ins Unrecht, ihr allein den Wahrheitsstatus zuzuschreiben und daraus missionarische Impulse abzuleiten, schwindet nicht nur unter den Jüngeren dahin.<sup>5</sup> Es trifft wohl die Beschreibung zu, die einmal Charles Taylor gegeben hat: „Viele Menschen praktizieren ihre Religion nicht mehr, erklären aber gleichwohl, sie gehörten einer Konfession an oder glaubten an Gott. Unabhängig davon wächst die Skala der Glaubensvorstellungen von etwas Jenseitigem, wobei es weniger sind, die an einen persönlichen Gott glauben, während mehr Menschen an so etwas wie eine unpersönliche Kraft glauben. Mit anderen Worten, ein größerer Kreis von Menschen äußert religiöse Überzeugungen, die sich außerhalb der christlichen Orthodoxie bewegen.“<sup>6</sup> Ein Christentum ohne Christentum macht sich breit<sup>7</sup> und eine weitgehende Autogestion, d.h. spirituelle Selbstführung.<sup>8</sup>

Dabei drückt der christliche Glaube die, so hat es einmal Karl Erlinghagen 1972 formuliert, „für religiöse Motivierung zentrale Realität“ aus, nämlich „die Existenz des personalen Gottes, der im

Gegensatz zur deistischen Gottesvorstellung die einmal geschaffene Welt nicht sich selbst überlässt, sondern lenkend – und darin auch strafend und belohnend – in das Leben des einzelnen eingreift. Ihm gegenüber weiß sich der Mensch in jedem Augenblick und in jeder seiner Handlungen und Unterlassungen verantwortlich. Von ihm weiß er sich jederzeit und in allem ‚gesehen‘ und ‚kontrolliert“.<sup>9</sup> Möglicherweise ist es ja gerade dieser interventionistische, eingreifende, die persönliche Autonomie korrigierende Zug Gottes, der dazu führt, ein personales Gottesbild abzulehnen. Florian Kluger schreibt in seiner Rezension der Shell-Jugendstudie für die Zeitschrift „Gottesdienst“, dass bei der Interpretation der rückläufigen Akzeptanz des personalen Gottesbilds Vorsicht geboten sei, wolle „man nicht vorschnell dogmatische Definitionen gegenüber offenen Gottesvorstellungen ausspielen. Weil die Begrifflichkeiten nicht geklärt werden, bleiben diese unterbestimmt und wenig aussagekräftig. Denn was ist unter einem persönlichen Gott genau zu verstehen? Wird die Vorstellung eines personalen Gottes im dogmatischen Sinn abgelehnt oder das naive Bild eines alten Mannes mit Bart?“<sup>10</sup> Sind also die Befragten nur dabei, die sprachliche Bildwelt der christlichen Tradition zur Gestalt Gottes abzustreifen, oder lehnen sie mit der ‚Bildhälfte‘ auch die ‚Sachhälfte‘, d.h. das eigentlich Gemeinte, ab? „Die Sprache, mit der in Predigten, Hirtenbriefen, Katechismen und vielen theologischen Büchern von Gott gesprochen wird, ist“, so schreiben selbst Theologen wie Klaus Müller, „weitgehend verschlissene“.<sup>11</sup> Wollen die Befragten auf diesen Verschleiß hinweisen und damit indirekt ein spirituelles ‚refreshing‘ anmahnen? Die Verwechslung beider Ebenen – der sprachlichen Bild- mit der Sachhälfte – könnte die Selbst- und die Fremd-Wahrnehmung spiritueller Ressourcen bei Jugendlichen und Erwachsenen versperren, eine Trennung dieser Ebenen vermag mögliche spirituelle Ressourcen freizulegen. Braucht die Kirche neues, in der modernen Lebenserfahrung plausibili-

## *Braucht die Kirche neues, in der modernen Lebenserfahrung plausibilisiertes Bildmaterial, um ihre Glaubenstradition frisch zu kommunizieren?*

siertes Bildmaterial, um – von den Predigten über die Erstkommunion-Katechesen bis hinein in die Materialien für den Religionsunterricht – ihre Glaubenstradition frisch zu kommunizieren?

Angesichts der Tatsache, dass die beiden großen christlichen Kirchen zusammen nicht einmal mehr 60 Prozent der Bevölkerung in Deutschland repräsentieren, wird ihre – auch gesellschaftspolitische – Integrationskraft geschwächt. Offensichtlich hält die deutsche Gegenwartsgesellschaft etwas anderes zusammen als die christliche Religion. Schon längst sprechen – selbst christliche – Politiker nicht mehr von unserer Gesellschaft als einer ‚christlichen‘. Das Bild einer religionspluralen Gesellschaft hat das Bild einer christlichen Gesellschaft abgelöst. Die katholische Kirche stellt nicht einmal mehr ein Drittel der Bevölkerung. Sie verliert immer mehr den Status der ‚Volkskirche‘, aber wird sie damit schon eine „Kirche des Volkes Gottes“, wie einige euphemistisch sagen? Die Tatsache, dass die verbandliche Caritas mit ihren beinahe 600.000 hauptamtlichen Mitarbeiter(innen) es kaum mehr schafft, Personal aus den eigenen Kirchenmitgliedern zu gewinnen, lässt die Bischöfe nach dem katholischen Profil sozial-caritativer Einrichtungen suchen, obwohl konfessionelle Grenzziehungen in der Bevölkerung und unter Kirchenmitgliedern erheblich an Bedeutung verloren haben und auch die Katholikinnen und Katholiken keinen einheitlichen religiösen Block (mehr) darstellen, nicht einmal in den caritativen Organisationen der Kirche.<sup>12</sup> Die Tatsache, dass das katholische Kernpersonal in der Pastoral und die Ordensleute weitgehend ohne Nachwuchs sind, lässt die Chance, einem Menschen zu begegnen, der alles auf die religiöse – christliche, kirchliche – Karte gesetzt hat, gegen Null tendieren. Darüber kommt es zu Strukturereformen, durch die sich die pastoralen Territorien – in der Konsequenz – immer weiter in die Fläche dehnen, was für einige schmerzliche Einschnitte in die alten Sach-, Zeit- und Sozialstrukturen kirchlichen Lebens und Erlebens mit sich bringt. Kirche verliert nicht nur an gesellschaftlicher, sondern auch an sozialer Integrationskraft, was viele Kirchenmitglieder als ‚Heimatverlust‘ bezeichnen.

Das kirchliche Kernpersonal, das in Deutschland dabei ist, zu überaltern, trägt damit immer weniger dazu bei,

dass die Bindungskraft der Kirche für junge Leute steigt, zumal die sozialisatorische Prägekraft der Familien erheblich nachlässt und auch vom Religionsunterricht nicht kompensiert werden kann. Das ehemalige Zusammenspiel dieser Sozialisationsgrößen ist somit gekappt. Dies gilt auch im Blick auf die Kirchengemeinden. Denn auch das Image der Kirchenbesucherinnen und -besucher ist in den Augen der Jungen nicht cool. Wo Langeweile droht, entsteht für die nachwachsende Generation eine no-go area. Ihre ästhetischen Erwartungen sehen sie in den Gottesdiensten und an den Gottesdienstteilnehmer(inne)n nicht berücksichtigt, das reicht ihnen schon als Argument. „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ finden bei ihnen keine Plausibilität. Die Zukunft der Kirche wird sich auch auf einem ästhetischen Markt erweisen, auf dem Muslime schon längst für „das ästhetische Erleben des Koran“ werben.<sup>13</sup> „Religionen haben ihre Ästhetik“, heißt es im Werbetext für Kermanis Buch: „Sie sprechen in Mythen und Bildern, sie binden ihre Anhänger durch die Anziehung ihrer Formen, Klänge und Rituale und nicht zuletzt durch die Poesie ihrer Texte. Für den Koran, das Gründungsdokument des Islams, gilt dies in besonderer Weise, ist doch das größte und für viele Theologen einzige Bestätigungswunder Mohammeds die sprachliche Schönheit und Vollkommenheit seiner Verkündigung. Die musikalische Rezitation des göttlichen Wortes ist für gläubige Muslime eine ästhetische Grunderfahrung und Ausgangspunkt faszinierender Gedankenreisen, die im Mittelpunkt dieses Buches von Navid Kermani stehen.“ Wird die Kirche in der Lage sein, die Freude des Evangeliums nicht nur zu behaupten, sondern auch erlebnisförmig zu vermitteln und ihre „spirituellen Ressourcen“ (Amoris laetitia Nr. 204, 211) zu entfalten?

Die Kirchengebote, die früher auch dazu beitrugen, die sonntägliche Teilnahme an der Eucharistiefeyer zu steuern, durch starke Sanktionen geschützt (drohender Heilsverlust), wurden nicht nur von den Jugendlichen und jungen Erwachsenen faktisch außer Geltungskraft gesetzt, falls sie diese überhaupt noch kennen. Wenn die Hölle leer oder gar nicht existent ist, wie viele Theologen sagen, weil der Gott, den die Kirchen verkündigen, ein unbedingt liebender ist, haben sie und die anderen Sünder und

Todsünder auch nichts mehr zu befürchten. Zumal dann nicht, wenn selbst eine große Zahl von Seelsorgerinnen und Seelsorgern nicht mehr regelmäßig beichten geht, wie die neueste Seelsorgestudie zeigt.<sup>14</sup> Und was heißt schon ‚Sünde‘, wenn ein Vertreter des „Päpstlichen Rats für die Interpretation der Gesetzestexte“ in Rom, Markus Graulich, die offizielle Kirche „schon länger vor der Schwierigkeit“ sieht, „dass ein Begriff dessen fehlt, was Sünde, beziehungsweise was schwere Sünde ist“?<sup>15</sup> Offensichtlich wachsen die Unschärfen (ehemals?) heilsrelevanter Begrifflichkeiten in der Kirche selbst, und ihre Repräsentanten verlieren zunehmend die ‚sakramentale Kontrolle‘.<sup>16</sup> In einem Dauerzustand der Todsünde, d.h. in einem „heilsgefährdenden“ Lebenszustand zu sein, wie Kardinal Müller behauptet, wenn er die Lage der wieder-verheiratet Geschiedenen beschreibt und damit ihre Exklusion aus der Eucharistiefeyer begründet, findet selbst innerkirchlich immer weniger Akzeptanz. „Die Zulassung zu den Sakramenten ist“, so Kardinal Müller, „Teil des Sakraments und darum kann man nicht hier Katholiken im Stande der Todsünde die heilige Kommunion erlauben und dort nach den Bestimmungen anderer Konferenzen sie verweigern“.<sup>17</sup> Würden und werden die Jugendlichen auf den Weltjugendtagen am Empfang der Kommunion gehindert, wenn bei ihnen die Sünde zu einer Lebenshaltung wird, sofern sie ja nicht selten in vorehelichen sexuellen Beziehungen stehen? Verstricken sich die Repräsentanten der Kirche nicht selbst in Widersprüche, wenn sie ihre eigenen Katechismuskonzepte ignorieren und keine ‚katholische Kante‘ zeigen? In ‚Amoris laetitia‘ arbeitet der Papst dagegen heraus, dass es für die Kirche „nicht mehr möglich sei zu behaupten, dass alle, die in irgendeiner sogenannten ‚irregulären‘ Situation leben, sich in einem Zustand der Todsünde befinden“ (Amoris laetitia Nr. 301). Er betont, dass die Eucharistie „nicht eine Belohnung für die Vollkommenen, sondern ein großzügiges Heilmittel und eine Nahrung für die Schwachen“ (Amoris laetitia, Anm. 351) sei.

Es kursieren Bilder über diesen krisenhaften Zustand der Kirche: Der Papst spricht selbst – im Kontrast zum Bild der ‚societas perfecta‘ – von einer „verbeulten Kirche“ (Evangelii Gaudium Nr. 97) oder der Kirche als „Feldlazarett“ (Amoris Laetitia Nr. 291). Vom Ende der Kon-

*Kirche soll – so Papst Franziskus – „in Bewegung“ gebracht werden, um den „Weg einer pastoralen und missionarischen Neuausrichtung“ zu gehen.*

stantinischen Ära, d.h. einer festen, auch mit Sanktionskraft ausgerüsteten normierenden Institution ist bei anderen die Rede.<sup>18</sup> Rainer Bucher, der einmal die Kirche als Ruine beschrieb, die, weil ihr das Dach fehlt, die alte Pracht und Herrlichkeit nur noch erahnen lässt, spricht neuerdings von einer ‚liquid church‘ (Pete Ward), in der alle Heilsgehorsamsverhältnisse verdampfen: „Es findet aktuell“, so Rainer Bucher, „nichts weniger als die Verflüssigung der Kirchen als religiöse Herrschaftssysteme, als mächtige Heilsbürokratien [...] statt. Es fällt vielen in der katholischen Kirche schwer, das zu akzeptieren. Zudem hat das Christentum in seiner langen Geschichte recht wenige Erfahrungen mit Marktsituationen. Das kollektive Gedächtnis der katholischen Kirche erinnert eher Macht- denn Markt-kompetenzen“<sup>19</sup> – zumindest in Europa.

Kirche ist offensichtlich in Bewegung geraten und soll – so Papst Franziskus – „in Bewegung“ (Evangelii Gaudium Nr. 97) gebracht werden, um den „Weg einer pastoralen und missionarischen Neuausrichtung“ zu gehen, „der die Dinge nicht so belassen darf wie sie sind“ (Evangelii Gaudium Nr. 25)? Ist ‚Markt‘ statt ‚Macht‘ das Stichwort des anstehenden Leitbildwechsels? Papst Franziskus schwebt offensichtlich ein anderer Paradigmenwechsel vor, in dem es ebenfalls um die Abkehr von einer macht- und herrschaftsbetonten Kirchenbeziehung geht. Ihm geht es darum, ihr altes Leitbild einer Exklusionspastoral durch ein neues Leitbild einer eher pädagogisch getönten Inklusionspastoral zu ersetzen. Tatsächlich ist ‚Pädagogik‘ ein wichtiges Stichwort im päpstlichen Leitbildwechsel der Pastoral, freilich nicht im Sinn einer ‚schwarzen Pädagogik‘. In seiner Predigt in der Eucharistiefeier mit den neuen Kardinälen am 15.2.2015 sagt der Papst: „Es sind zwei Arten von Logik des Denkens und des Glaubens: die Angst, die Geretteten zu verlieren, und der Wunsch, die Verlorenen zu retten. Auch heute geschieht es manchmal, dass wir uns am Kreuzungspunkt dieser beiden Arten der Logik befinden: der Logik der Gesetzeslehrer, das heißt die Gefahr zu bannen durch Entfernen der angesteckten Person, und der Logik Gottes, der mit seiner Barmherzigkeit den Menschen umarmt und aufnimmt, ihn wieder eingliedert

und so das Böse in Gutes, die Verurteilung in Rettung und die Ausgrenzung in Verkündigung verwandelt. Diese beiden Arten der Logik durchziehen die gesamte Geschichte der Kirche: *ausgrenzen* und *wiedereingliedern*“. An dieser Aussage knüpft der Papst in ‚Amoris laetitia‘ (Nr. 297) an: „Es geht darum, alle einzugliedern; man muss jedem Einzelnen helfen, seinen eigenen Weg zu finden, an der kirchlichen Gemeinschaft teilzuhaben, damit er sich als Empfänger einer ‚unverdienten, bedingungslosen und gegenleistungsfreien‘ Barmherzigkeit empfindet“. Es sei deshalb „zu unterscheiden, welche der verschiedenen derzeit praktizierten Formen des Ausschlusses im liturgischen, pastoralen, erzieherischen und institutionellen Bereich überwunden werden können“ (Amoris laetitia Nr. 299). Und es müsse den Repräsentanten der Kirche darum gehen, z.B. an den ‚irregulären‘ nicht-ehelichen Lebensverhältnissen vieler junger Menschen „jene Zeichen der Liebe hervor[zu]heben [...], die in irgendeiner Weise die Liebe Gottes widerspiegeln“ (Amoris laetitia Nr. 294). Es gehe ihm um eine Kirche, „die achtsam ist gegenüber dem Guten, das der Heilige Geist inmitten der Schwachheit und Hin-fälligkeit verbreitet.“ Und „die Hirten, die ihren Gläubigen das volle Ideal des Evangeliums und der Lehre der Kirche nahelegen, müssen ihnen auch helfen, die Logik des Mitgefühls mit den Schwachen anzunehmen und Verfolgungen oder allzu harte Urteile und ungeduldige Urteile zu vermeiden“ (Amoris laetitia Nr. 308).

Damit gibt der Papst auch eine grundlegende Orientierung für einen Umgang mit der Kirchen- und mit der Glaubenskrise. Angeregt durch ‚Amoris laetitia‘, aber auch empirisch nachprüfbar sollen im Folgenden thesenhaft einige Linien mit Blick auf die pastorale Situation in Deutschland gezogen werden:

1. Kirche hat Chancen, wenn sie ressourcenorientiert denkt, d.h. schonend mit ihren Ressourcen umgeht: Inklusion statt Exklusion. Allen hochschnellenden und in jüngster Zeit wieder erinnerten kirchlichen Gewalt- und Missbrauchskandalen zum Trotz<sup>20</sup> wollen die meisten Kirchenmitglieder bleiben, nicht austreten oder ausgeschlossen werden. Und die meisten bleiben tatsächlich, Zugehö-

rigkeit zur Kirche ist ein Wert, der sich für diese auch finanziell auszahlt, d.h. Gestaltungsressourcen eröffnet.

2. Kirche hat Chancen, wenn sie sich einen pädagogischen Habitus zulegt, d.h. sich „liebend denjenigen zuwendet, die auf unvollkommene Weise an ihrem Leben teilhaben“ (‚Amoris laetitia‘ Nr. 78). Eine solche „Pädagogik der Liebe“ (‚Amoris laetitia‘ Nr. 211) gilt es zu entfalten und einzuüben.

3. Die meisten Menschen in Westdeutschland finden es gut, dass es die Kirche gibt, selbst viele Muslime.<sup>21</sup> Kirche ist besser als ihr Ruf, ihr Image gar nicht so schlecht; eine unschätzbare legitimatorische Ressource.

4. Kirche hat Chancen, wenn sie sich als Ideale hochhaltende und um Werte werbende ‚Jesusbewegung‘ präsentiert, und nicht als normsetzende Institution. Letztere muss Sanktionen einsetzen, um ihren Verboten und Geboten Verbindlichkeit zu geben. Sanktionen sind Gott zu überlassen, der ein barmherzig-gerechter ist und sich in Jesus als Bruder der Menschen gezeigt hat. Christliche Weisheit statt Wahrheitsbehauptung, Dialog statt Monolog, verstehen statt stigmatisieren, sorgen statt skandalisieren, begleiten statt (über)föhren, Resonanz statt Reaktion, ‚Counseling‘ statt ‚Canceling‘ (vgl. ‚Amoris laetitia‘ Nr. 204) mögen einige Stichworte sein.

5. Kirche hat Kontaktchancen, denn nur wenige (in Westdeutschland) besuchen nie einen Gottesdienst im Jahr. Auch die verbandliche Caritas der Kirche ist eine kaum zu unterschätzende Kontaktfläche und wichtige Motivationsressource, in der Kirche zu bleiben.

6. Kirche hat Ressourcen in der Kraft ihrer symbolischen Formen, etwa ihrer kasusorientierten Riten der Lebenswenden und in kritischen Lebensereignissen. Die Sakramentalien sind neu zu entdecken und wie die „heiligen Zeichen“<sup>22</sup> zur Erfahrung der „Selbsttranszendenz“<sup>23</sup> auszubauen.

7. Kirche hat Chancen in der Qualitätsentwicklung ihrer Liturgie und anderer symbolischer Handlungen.<sup>24</sup>

8. Kirche hat „unschätzbare spirituelle Ressourcen“ (Amoris laetitia Nr. 204), Quellen, die es zu schöpfen und zu kultivieren gilt. Die Menschen sind nicht am Produktionsbetrieb dieser Quellen inter-

*Kirche hat Chancen,  
wenn sie sich „liebend denjenigen zuwendet,  
die auf unvollkommene Weise an ihrem Leben teilhaben“.*

essiert, sondern an ihrer Relevanz für ihre Lebensführung.

9. Kirche hat Ressourcen in den Charismen der Laien bzw. Ehrenamtlichen, nicht zuletzt von Frauen (auch für Führungspositionen). Es gilt, sie zu qualifizieren und zu legitimieren und überall dort einzusetzen (z.B. Wortgottesdienste, Begräbnisliturgie), wo eine Priesterweihe nicht vorausgesetzt ist.

10. Kirche hat Chancen, wenn sie aus ihren vorgestanzten Sprachmustern und Sinnschablonen ausbricht, den Glauben nicht ersetzt, sondern neu übersetzt. Es braucht kreative Sprach- und Bildwerkstätten des Glaubens, eine neue Metaphorik der Glaubenskommunikation.

11. Kirche hat Chancen, wenn sie ihre bereits vorhandenen Einrichtungen (auch technisch) vernetzt und aus dieser Vernetzung Entlastung und Ressourcen schöpft. Das Neben- und Gegen- und Durcheinander ist in ein vernetztes In- und Miteinander (Telefonzentralen rund um die Uhr, gemeinsame Webseiten) zu überführen.

12. Kirche hat Chancen, wenn sie von den Erfahrungen der Anderen her denkt, die ihr skeptisch gegenüberstehen.

13. Kirche hat Chancen, wenn sie ihre Arbeit von Herrschaft auf Leistung, auf Dienstleistung, umstellt, sie also von der vertikalen, gesetzes- und gehorsamsorientierten Über- und Unterordnungsbeziehung in eine horizontale Tauschbeziehung umlegt. Das ist ein Optionswechsel, der nicht wenigen schwerfällt. Von der nachkonziliaren ‚Communio-Theologie‘ überschattet und gern überlesen, findet sich in LG 4 die Kirche in einer Doppelstruktur beschrieben, bestehend aus „*communio et ministratio*“: „Gemeinschaft und Dienstleistung“.

14. Kirche hat Chancen und Ressourcen, wenn sie sich als Gemeinschaft von Sündern und Sünderinnen begreift, die hinter ihren eigenen Ansprüchen zurück bleiben. Spätestens die Missbrauchsskandale, die seit der Jahrtausendwende offenkundig wurden, haben die Kirche vom Podest moralischer und religiöser Überlegenheit gestoßen und vor das Tribunal der gesellschaftlichen Moral gezerrt, um sie mit ihrer eigenen Moral zu konfrontieren. Sie ist damit deklassiert und stigmatisiert und in den Reigen der Sünder eingereiht worden, den der Papst anführt.<sup>25</sup>

- 1 Franz Groner, Integrationsschwund in der katholischen Kirche, in: Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften 12 (1971), S. 215-239.
- 2 Vgl. Matthias Albert/Klaus Hurrelmann/Gudrun Quenzel, 17. Shell Jugendstudie. Jugend 2015, Frankfurt 2015, S. 255.
- 3 S. Michael N. Ebertz, Was glauben die Hessen?, in: Ders./Meinhard Schmidt-Degenhard (Hg.), Was glauben die Hessen? Horizonte religiösen Lebens, Berlin 2014, S. 28f.
- 4 Tomáš Halík, Geduld mit Gott, 5. Auflage, Freiburg 2012, S. 94.
- 5 S. Michael N. Ebertz, Was glauben die Hessen?, in: Ders./Meinhard Schmidt-Degenhard (Hg.), Was glauben die Hessen? Horizonte religiösen Lebens, Berlin 2014, S. 70f; vgl. Michael N. Ebertz/Lucia Segler, Orden und Säkularisierung. Ergebnisse einer Befragung von Mendikanten in Deutschland, Österreich und der Schweiz, Münster/Berlin 2015.
- 6 Charles Taylor, Die Formen des Religiösen in der Gegenwart, Frankfurt 2002, S. 95f.
- 7 S. Michael N. Ebertz, Ein Christentum ohne Christus? Was Umfragen über das Gottesbild der Deutschen offenbaren, in: Publik-Forum Extra 1/2007, 12-14.
- 8 Pierre Bourdieu, Die Auflösung des Religiösen, in: Ders., Rede und Antwort, Frankfurt, S. 231-237, hier 236; vgl. Winfried Gebhardt, Experte seiner selbst – Über die Selbstermächtigung des religiösen Subjekts, in: Michael N. Ebertz/Rainer Schützeichel (Hg.), Sinnstiftung als Beruf, Wiesbaden 2010, S. 33-41, hier 34ff.
- 9 Karl Erlinghagen, Religiöse Werte und Bildungsverhalten, in: Jakobus Wössner (Hg.), Religion im Umbruch, Stuttgart 1972, S. 150-170, hier 156.
- 10 Florian Kluger, Wie hält es die Jugend mit der Religion? Die Shell-Jugendstudie 2015, in: Gottesdienst. Information und Handreichung der Liturgischen Institute Deutschlands, Österreichs und der Schweiz 50/2016, S. 20-21, hier 20.
- 11 Klaus Müller, Kann der Gottesgedanke philosophisch gerettet werden? Angemessener über Gott sprechen, in: Herder Korrespondenz 69/2015, S. 642-646, hier 646.
- 12 S. jetzt: Michael N. Ebertz/Lucia Segler, Spiritualitäten als Ressource für eine dienende Kirche. Die Würzburg-Studie, Würzburg 2016.
- 13 Vgl. Navid Kermani, Gott ist schön, 5. Auflage, München 2015.
- 14 „Überraschend ist die Auskunft über die Beichte: 52 Prozent der Priester gehen (nur) jährlich (oder seltener statt häufiger) zur Beichte; dies gilt entsprechend für 78 Prozent der Diakone, 92 Prozent der Gemeindeferenten und 87 Prozent der Pastoralreferenten“, so Wolfgang Weig/Eckhard Frick, Überraschend zufrieden bei knappen Ressourcen, in: Herder Korrespondenz 69/2015, S. 294-298, hier 297.
- 15 Markus Graulich, Spagat zwischen Einheit und Vielfalt, in: Die Tagespost vom 21.4.2016, S. 5
- 16 Vgl. Alois Hahn, Sakramentale Kontrolle, in: Wolfgang Schluchter, Max Webers Sicht des okzidentalen Christentums. Interpretation und Kritik, Frankfurt 1988, S. 229-253, bes. 240f.
- 17 Kardinal Gerhard Ludwig Müller (im Interview mit Volker Resing/Stefan Orth), ‚Barrieren abbauen‘, in: Herder Korrespondenz 70/2016, S. 17-22, hier 21.
- 18 Roman Siebenrock, Vom langen Schatten Konstantins, in: Rainer Bucher (Hg.), Zur Lage der katholischen Kirche in Österreich, Innsbruck 2014, S. 75-97.
- 19 Rainer Bucher, A Liquid Church in a Liquid Modernity, in: Denken und Glauben Nr. 180, Sommer 2016, S. 13-16, hier 15.
- 20 S. Birgit Wilke, Bedrückende Fakten, in: KNA-Informationsdienst Nr. 26 vom 29.6.2016, S.5.
- 21 S. Michael N. Ebertz, Was glauben die Hessen?, in: Ders./Meinhard Schmidt-Degenhard (Hg.), Was glauben die Hessen? Horizonte religiösen Lebens, Berlin 2014, S. 64.
- 22 Romano Guardini, Von heiligen Zeichen, Würzburg 1922.
- 23 Hans Joas, Braucht der Mensch Religion?, Freiburg 2004, bes. S. 26.
- 24 Vgl. Michael N. Ebertz, Qualitätskriterien in der Pastoral. Eine pastoralsoziologische Perspektive. In: Impulse für die Pastoral 2010, H. 1, 7-11.
- 25 Papst Franziskus hat in einem veröffentlichten Interview mit Antonio Spadaro SJ, Direktor von Civiltà Cattolica, ein Interview geführt: „Ich habe die Fragen vor mir, aber ich beschließe, nicht dem von mir vorbereiteten Entwurf zu folgen, und frage den Papst etwas unvermittelt: ‚Wer ist Jorge Mario Bergoglio?‘ Der Papst blickt mich schweigend an. Ich frage ihn, ob man ihm eine solche Frage stellen darf. Er gibt mir ein Zeichen, dass er die Frage akzeptiert, und sagt: ‚Ich weiß nicht, was für eine Definition am zutreffendsten sein könnte ... Ich bin ein Sünder. Das ist die richtige Definition. Und es ist keine Redensart, kein literarisches Genus. Ich bin ein Sünder‘, in: <http://www.kath.net/news/42933>, aufgerufen im Juni 2016.

*Prof. Dr. Dr. Michael N. Ebertz  
ist Soziologe und katholischer Theologe.  
Er lehrt an der Katholischen Hochschule  
Freiburg.*